

Leseprobe aus:

Ein guutes Gefüühl

von Sophie Blu

Altersempfehlung: für alle

Klar, logisch.

Also, im Nachhinein, meine ich natürlich. Da bin ich *auch* schlauer.

Aber es stimmt schon: Wenn man an einem laut schmatzend Kaugummi kauenden Pferd vorbeikommt, einem Pferd, das dann mit diesem Kaugummi eine leuchtend pinke Riesenblase zwischen seinen gewaltigen Pferdellippen herauspresst – und wenn man dann nicht sofort sieht, dass man wegkommt, *dann* ist man tatsächlich selbst schuld.

Doch zu meiner Entschuldigung muss ich sagen: Das sah einfach wahnsinnig faszinierend aus! Diese immer größer und imposanter werdende, knallpinke Kaugummiblase! Also habe ich hingestarrt. Es war, als wäre mein Blick magnetisch festgehalten, ja, geradezu festgetackert an diesem riesengroßen, halb schwebenden, weichen Ball in Pink.

Und dann platzte die Blase.

Ohne es zu merken, war ich offenbar ein paar Schritte näher an dieses Spektakel herangetreten. Wohl, um alles *noch* genauer sehen zu können, um auch wirklich keinen winzigen Moment der Dehnung dieses sich langsam straffenden, knallig leuchtenden Riesenkaugummiballons zu verpassen.

Und verpasst habe ich tatsächlich nichts. Vor allem aber: Die Blase hat *mich* nicht verpasst.

Wie gesagt, sie platzte.

Im Verhältnis zu ihrer unglaublichen Größe war der Knall allerdings nur halblaut, auch er klang – naja, *weich* eben. Noch weicher war jedoch das Gefühl, das sich fast gleichzeitig mit diesem Klang ausbreitete, nämlich als mich die zarte, warmgekaute, pinke Kaugummimasse überzog. Komplet. Um meinen ganzen Körper herum.

„Fühlt sich komisch an“, dachte ich noch, dann wurde ich ohnmächtig, vermutlich wegen des plötzlichen Sauerstoffmangels.

Als ich wieder aufwachte, war ich mir zuerst gar nicht ganz sicher, ob ich wirklich wach war, denn dieses seltsame, so eigenartig weiche Gefühl war nicht schwächer, sondern noch einmal deutlich stärker geworden. Und alles war so komisch nass

Vorsichtig öffnete ich ein Auge.

„Ihhh!“, schrie ich, hinein in das gewaltige Pferdesabbermaul mit der größten Zunge, die ich in meinem ganzen Leben gesehen hatte, „hör sofort auf, mich abzulecken, das ist ja total widerlich!“.

„Naa höööör maal“, gab das tief über mich gebeugte Pferd zurück. Sein Tonfall war stark beleidigt. „Iich haab Diiiiir jaa woohl geraaaade daas Leeeeeben geretteet!“.

Tja. Das stimmte möglicherweise sogar. In dieser riesigen, pinken Kaugummischicht hätte ich wohl tatsächlich ersticken können.

Doch das war es nicht, was mich in diesem Moment beschäftigte. Nein, in diesem Moment war ich nur von einer Sache vollends gebannt: Dieses eigenartige Tier – es sprach ganz genauso, wie es aussah! Und schaute mich auch so an! Selbst seine Kaugummiblase entsprach ganz genau diesem seltsamen Pferd! Alles war weich. Gaanz, gaanz *weich*.

Es war nicht leicht, diesem Tier etwas übelzunehmen. *Das* bemerkte ich direkt, immerhin.

Aber hätte ich gewusst, nein, hätte ich auch nur im Allertferntesten *geahnt*, was für ein Theater mir das noch einbringen sollte, wie mein ganzes Leben total durcheinander gewirbelt werden würde durch diese ganze Weichheit, den weichen Blick, die weiche Stimme und das alles, dann – ja *dann* hätte ich in diesem Moment meine Beine unter den Arm und Reißaus genommen, und zwar blitzartig!

Aber ich *habe* es nicht geahnt. Meine innere Stimme hat geschwiegen.

Und genau das hat Schritt für Schritt zu diesem Schlamassel geführt, in dem ich jetzt stecke. Einem Schlamassel, dessen Größenordnung ich mir zu *jenem* Zeitpunkt nicht einmal im Entferntesten hätte vorstellen können.

Kapitel Eins

Es fällt mir nicht ganz leicht, das so offen zuzugeben, aber so ist es nun mal: Eigentlich bin ich am liebsten alleine.

Es nicht so, dass ich andere nicht mag, nein, nein. Ich mag eben nur *sehr wenige* von den anderen. Es ist sogar ein ungewöhnlich großer Zufall, wenn mir eine Person begegnet, die ich richtig nett finde. Oder auch nur im Entferntesten sympathisch. Jedenfalls erinnere ich mich nicht, in den letzten Jahren mal so jemanden getroffen zu haben.

Hm. Wenn ich ganz ehrlich bin, erinnere ich mich gar nicht, wann ich überhaupt jemals jemanden getroffen habe, den ich wirklich sympathisch gefunden habe. Etwa – nie? Muss meine Antwort darauf wirklich ‚nie‘ lauten? Nein, das wäre sicher vorschnell, darüber denke ich lieber noch ein bisschen nach, bevor ich mich festlege.

Jedenfalls, ich bin nicht so daran gewöhnt, mit anderen zusammen zu sein. Oder mit Leuten zu sprechen. Oder irgendwas eben.

Deshalb habe ich am Anfang auch gezögert. Also, als dieser Brief kam, meine ich.

Schließlich hatte ich ja schon eine ganze Weile da gewohnt, in dieser winzig kleinen Wohnung, direkt am Bahnhof. Und war ich sehr zufrieden dort: Diese Wohnung enthielt nur das, was ich wirklich brauchte, also ein kleines Tischchen, einen Stuhl, ein schmales Bett. Außerdem ein Glas, einen Löffel, eine Gabel, ein Messer, zwei Handtücher, ein altes Radio und einen kleinen Fernseher. Mehr brauchte ich nicht, alles war perfekt, genau so, wie es war.

Vor allem aber: Die Nachbarn kannte ich nicht, und sie kannten mich nicht, oder vielleicht kannten sie mich, aber ließen mich einfach in Ruhe. Das hat mir sehr gut gefallen.

Und auch sonst war alles einfach wunderbar: Die Wohnung hatte ich gemietet, so dass ich nie selbst für irgendwelche Reparaturen verantwortlich war – ich verabscheue Handwerken nämlich –, und vor allem gab es dort keinen Garten, um den ich mich hätte kümmern müssen. Das hätte mir auch noch gefehlt, Gartenarbeit, nein danke!

So musste ich also gar nichts am Haus oder rundherum arbeiten und mit überhaupt niemandem sprechen.

Und falls doch mal jemand versuchte, mit mir zu ‚plaudern‘ (bäh, schon dieses Wort klingt einfach fürchterlich in meinen Ohren, ‚plaudern‘!), dann konnte ich einigermäßen sicher sein, dass gleich ein Zug vorbeidonnern würde, was mir die Chance gäbe, schnell und ohne weitere überflüssige Worte einfach wegzugehen.

Und genau so habe ich das auch gemacht. Immer.

Und deshalb habe ich diesen Brief, nachdem ich ihn gelesen hatte, erstmal weggelegt. Und einfach so weitergemacht, wie immer. Vor mich hin gewohnt eben, in meiner kleinen, lauten Wohnung, ganz wundervoll allein.

Aber aus irgendeinem rätselhaften Grund – den habe ich übrigens bis heute nicht so richtig verstanden – ist mir der Brief im Kopf herumgegangen. Also, sein Inhalt. Also die Information, die darin enthalten war, meine ich natürlich.

Immer und immer wieder im Kopf herumgegangen.

Schließlich habe ich mich entschlossen, mir eine Fahrkarte zu kaufen, und erst mit dem Zug und dann mit dem Bus zu fahren, um mir das Haus einfach mal anzusehen, dieses Haus, das nun ja wohl mir gehörte.

Und genauso habe ich es auch gemacht.

Natürlich war es sehr anstrengend. Im Zug musste ich die ganze Zeit aus dem Fenster starren, damit mich niemand ‚freundlich‘ ansprach, und im Bus war es unfassbar unangenehm eng. Überall hat es nach Leuten gerochen, ganz, ganz entsetzlich!

Am schlimmsten aber war, dass ich das Haus nicht sofort gefunden habe und schließlich jemanden nach dem Weg fragen musste. Und der ließ sich dann auch noch – höchst bedauerlicherweise – nicht davon abhalten, mir den Weg persönlich zu zeigen!

„Das mache ich gern!“, hat der dauernd gesagt, und: „Das macht mir gar keine Umstände, ist doch nur ein kleiner Schlenker für mich, ein klitzekleines Schlenkerchen!“.

Von dem ganzen Gerede ist mir sogar ein wenig übel geworden.

Doch dann, als ich endlich vor dem Haus stand, war ich sehr froh. Mein Herz hüpfte regelrecht!

Denn das Haus war eine totale Ruine, baufällig geradezu! Und der Garten erst, der sah regelrecht verheerend aus!

Da war ich richtig glücklich. Denn damit *wusste* ich ja, dass mir dieser Brief, also sein Inhalt, also die in ihm enthaltene Information meine ich natürlich, dass mir das alles ganz egal sein konnte. Denn *da* würde ich um nichts in der Welt wohnen wollen, das gesamte Haus müsste repariert werden, vom verfallenen Garten mal ganz zu schweigen.

Und als sei das alles nicht schon abstoßend genug, hatte ich obendrauf auch noch den äußerst unangenehmen Eindruck, aus den Nachbarhäusern würden Leute mir ‚interessierte Blicke‘ zuwerfen. Schlimm!

Zusammengenommen hätte ich mir nichts Fürchterlicheres vorstellen können: Handwerker! Gartenarbeit! Vor allem aber: interessierte Nachbarn – *schauerhaft!*

Und genau aus diesem Grunde überzog in jenem Moment ein breites Lächeln mein Gesicht. Denn das bedeutete: Abgesehen davon, dass mir noch die Tortur des Rückwegs mit Bus und Bahn und den ganzen ‚freundlichen‘, nach Leuten riechenden Leuten bevorstand, wusste ich in diesem Moment genau, dass ich ganz beruhigt wieder in mein eigentliches, so schön einsames Leben in der lauten Bahnhofswohnung zurückkehren würde. Und mir dabei ganz sicher sein durfte, dass es genau so am allerbesten und am allerschönsten ist.

Puh. Ein wohlig-warmes Gefühl tiefer Zufriedenheit durchzog mich.

Aber dann, auf meinem Rückweg vom Haus zum Bus ..., da sah ich dieses Pferd. Mit seinem pinken Kaugummi. Und der riesigen Blase.

Und dann – ja, dann kam eins zum anderen.

Kapitel Zwei

Genau in dem Moment, als das Pferd mich nicht nur mit seinem widerlichen Sabberkaugummi eingehüllt und fast erstickt, sondern auch noch ekelhaft ausführlich abgeleckt hatte, sah ich meinen Bus wegfahren. Ja, genau *den* Bus, der mich zum Bahnhof hätte bringen sollen, zu meinem Zug nach Hause, in meine kleine, laute, perfekt einsame Stadtwohnung.

Meine gerade noch so tief empfundene Freude darüber, dass das Haus eine Ruine war, und der Garten tatsächlich in einem noch fürchterlicheren Zustand, verblasste schlagartig. Von einem Moment auf den anderen zerplatzte die zufriedene Sicherheit, dass ich in Kürze wieder glücklich allein sein und friedlich mein vertrautes, von allen und allem abgesondertes Leben weiterführen würde. Zerplatzte genauso, wie die riesige, pinke Kaugummiblase nur einen Augenblick zuvor.

Damit fand ich mich in so ziemlich der schlimmsten Lage wieder, die ich mir vorstellen konnte. Das aber nur, weil ich mir in *jenem* Moment alles das, was dann noch folgte, ja gar nicht hatte vorstellen können. Es wurde nämlich *noch* schlimmer.

Zunächst aber war die vorläufig schlimmste Lage diese: Als ich völlig entgeistert dem davonfahrenden Bus hinterherstarrte, unterbrach das Pferd für einen Moment seine Abschleckerei, drehte langsam seinen großen Kopf, vermutlich um zu sehen, wohin ich so fassungslos blickte, und sagte dann: „Jaaaa, daas waar daann woohl deer leeeetze Buus füür heuuuuutee“.

„Wie bitte? Das ist ja wohl nicht dein Ernst!“, entfuhr es mir. Ein klitzekleines Bisschen barsch vielleicht, ja, zugegeben. Trotzdem überraschte mich die Reaktion des Pferdes.

Seine großen, sanften Pferdeaugen füllten sich nämlich mit unglaublich riesigen Tränen!

„Echt viel Wasser!“, rutschte mir heraus, halb bewundernd, halb entsetzt.

„Ohhhhh. Wie gemeiiiiin duu biist!“. Mit diesen Worten stürzten die Riesentränen in einem großen *Schwapp* das Pferdegesicht hinunter – und die ganze warme Tränensuppe landete auf meiner Hose. Ich war pitschnass, bis auf die Haut!

„Sag mal, geht’s noch?“, rief ich. Zugegebenermaßen ziemlich ärgerlich. „Jetzt hast du es geschafft, dass ich *komplett* durchnässt bin! Und zwar mit deiner Spucke *und* deinen Tränen! Total ekelhaft!“.

„Uhuu-hää-hää-hääää! Waaruum muuss iich iimmer aan soolchee Fieeeeeeesliingee geeraateeeen? Iimmer iiiiiiiich!“.

Na, jetzt war ich aber an der Reihe, beleidigt zu sein! „Fiesling? Ich? Ich glaub’s dir wohl!“.

Aber das Pferd beachtete mein Beleidigtsein überhaupt nicht. Im Gegenteil, sein Heulen wurde immer lauter! Immer mehr Leute drehten sich im Vorbeigehen nach uns um. Und sahen mich vorwurfsvoll an. *Mich!*

Das war mir echt unangenehm. So viel Aufmerksamkeit hatte ich seit Jahren nicht mehr erleiden müssen, wenn überhaupt jemals. Ich fühlte mich furchtbar, bemitleidenswert geradezu.

Meine Gedanken ratterten. Wie sollte ich aus dieser verzwickten Lage nur herauskommen? Kein Bus nach Hause mehr an diesem Tag, ich pitschnass von Tierspucke und -tränen, und dazu – und das war wohl das Schlimmste von allem – im Mittelpunkt öffentlicher Aufmerksamkeit, weil ein überaus nervöses, unglaublich empfindliches und eminent dramatisches Pferd einen Nervenzusammenbruch hatte, dessen Ende nicht absehbar war. Im Gegenteil, das Pferdeschluchzen wurde immer lauter und theatralischer!

Ich musste etwas unternehmen, wohl oder übel, dieses Pferd und sein Benehmen ließen mir unverschämter Weise einfach keine andere Wahl.

„Also ...“, begann ich vorsichtig.

„Jaa-haa?“. Sofort trat Stille ein. Das Heulen war wie abgeschaltet. Komplett! Das irritierte mich.

Und mich irritierte auch, dass das Pferd irgendwie etwas Bestimmtes von mir zu erwarten schien. Es starrte mich an, sehr aufmerksam, ja nahezu konzentriert, und mit seinen wässrigen Augen ausgesprochen nah an meinem Gesicht. Deutlich *zu* nah, für meinen Geschmack.

„Jaa-haa?“, sagte es noch einmal fragend. „Duu wiillst miir veermuutliich eetwaas saaagen? Eetwaas ... Neeeeetteeeeees?“.

„Ähm ..., ja ..., weiß nicht ...“, stotterte ich, doch als ich sah, dass sich die Riesenaugen schon wieder mit Tränen füllten, sprang ich nicht nur sicherheitshalber schnell einen Schritt zur Seite, sondern sagte auch so freundlich ich nur konnte: „Soll ich dich vielleicht nach Hause bringen? Dann kannst du dich ein bisschen ausruhen, von der ganzen Heulerei, meine ich“.

Ich muss sagen, so unglaublich nett war ich schon lange nicht mehr zu irgendjemandem gewesen! Wenn überhaupt jemals.

„Ooohh“. Das Pferd blickte mich an, den Kopf leicht zur Seite geneigt. Es sah mir direkt in die Augen, wohl ein wenig gerührt, doch vielleicht auch etwas prüfend. Ich war mir nicht ganz sicher.

„Oooohhh“, sagte es noch einmal, machte eine längere Pause und fuhr dann fort: „Weiisst duuu, iich biin geeraade – hmmm, saageen wiir maal, uuun-teeer-weeeeeegs“.

„Aha“, antwortete ich, hatte aber in Wirklichkeit überhaupt keine Ahnung, was das bedeuten sollte.

„Uun-teer-weeegs, veersteeehst duuu?“.

„Hm“, grunzte ich unbestimmt und wünschte mich nur ganz schnell ganz weit weg. Voller Sehnsucht dachte ich an meine einsame Bahnhofswohnung. Nur ich, ganz allein, niemand, der mich ansprach oder auch nur ansah

Doch ich wurde jäh aus meinen Träumereien gerissen, denn das Pferd stieß mich begeistert an und rief aus: „lich haab dooch gewuusst, daass duu miich veersteeehst. Daaaaaaanke!“.

Mit diesen Worten legte es seinen immer noch ausgesprochen feuchten, ziemlich schmierigen Kopf an meinen Arm. Und drückte sein Maul dann auch noch leicht in die kleine Kuhle an meinem Hals, genau zwischen meinem Ohr und der Schulter.

Ich musste mich sehr zusammenreißen, um mich nicht zu schütteln, aber ich wollte um jeden Preis vermeiden, dass das Geheule wieder losging.

„Ach so“, sagte ich deshalb wieder, doch in Wahrheit wusste ich immer noch nicht im Entferntesten, worum es eigentlich ging, und was, um Himmels willen, eine angemessene Reaktion sein könnte.

Im Nachhinein betrachtet allerdings lag wohl in genau diesen zwei Worten mein zweiter entscheidender Fehler. Denn offenbar zog dieses eigenartige Pferd aus diesem eigentlich nur so dahingenuschelten ‚ach so‘ den Schluss, ich hätte verstanden, was es meinte! Und mehr noch: Ich sei irgendwie ‚einverstanden‘, mit dem, was es meinte, was auch immer das sein mochte!

Jedenfalls lächelte es sehr zufrieden. Das konnte ich an meinem Hals spüren, wie das große Pferdemaul sich zu einem ausgesprochen breiten Lächeln verzog.

„Aalsoo daann“, seufzte es, ohne seinen Kopf aus meiner Halskuhle zu bewegen, „daann laass uns jeezt naach Hauusee geehen. Naaach Hauuuusee“.

„Ähm“, stotterte ich ratlos. Was sollte das denn jetzt schon wieder heißen, bitte?

„Ähm, ja“, fuhr ich fort, vorsichtig natürlich, um nicht gleich wieder in einem Tränenspringbrunnen zu stehen, „ich will dich doch nach Hause bringen, aber dafür musst du mir sagen, wo du wohnst!“.

„Wiee geeraadee miit diir veereinbaart, woohne iich aab jeeetzt bei diiiiiir“.

Ich schnappte laut nach Luft. Nur im allerletzten Moment schaffte ich es, mich zusammenzureißen. Denn keinesfalls wollte ich mich wieder so schlecht fühlen, weil mich erneut Leute vorwurfsvoll anlotzten. Also konzentrierte ich mich.

„Ähm ..., Pferd ...“, setzte ich an.

Sein Kopf schwang herum, und die großen Pferdeaugen sahen mich an. Sehr nah vor meinem Gesicht und sehr eindringlich. „Jaa-haa?“, sagte es freundlich.

„Ich ..., ich möchte dich nicht enttäuschen, aber ..., aber ...“, stotterte ich.

„Jaaa-haaaa?“, wiederholte es, sogar beinahe noch ein bisschen lieber als vorher.

Dieser Moment fühlte sich an, als sei er ganz entscheidend für den weiteren Verlauf dieser, naja, nennen wir es mal ‚Bekanntschaft‘. Und meine Chance, diesem seltsamen Pferd so schnell wie möglich und bitte auf Nimmerwiedersehen zu entkommen. Ich versuchte, mich zu sammeln, um auch ja das Richtige zu sagen.

„Also ..., die Sache ist die“. Ich sah dem Pferd fest in die Augen. Nur kein Zwinkern, kein Zucken, ich wollte keinesfalls etwas Missverständliches riskieren! Und fuhr mit entschlossener Stimme fort: „Ich wohne gar nicht hier. Sondern eigentlich ganz woanders. Und jetzt ist gerade der letzte Bus weggefahren, so dass ich heute gar nicht mehr nach Hause komme. Deshalb möchtest du dir vielleicht jemand anderen suchen, jemanden, der ein schönes Zuhause in der Nähe hat?“.

„Aach sooo“, antwortete das Pferd und nickte bedächtig. Es überlegte eine Weile.

Und sagte dann: „Neiin, neiin. Duu biist jeeetzt meiin Zuuhaausee. Iich haabee miit diir ein guuutees Geeeefüüühl. Eiin seeehr guuuuutees Geefüüüüühl“.

Wie bitte? Im Ernst?

Das Gefühl, das in diesem Moment in mir aufstieg, war dagegen alles andere als gut! Und das ist noch stark untertrieben. Ich hatte Panik! Ich war doch immer allein gewesen, immer! Und Alleinsein war doch immer am allerschönsten! Und jetzt? Jetzt hatte irgendein völlig fremdes Pferd ein ‚guuutees Geeeefüüühl‘ – und zwar ausgerechnet *mir* gegenüber? So ‚guuut‘, dass es jetzt bei mir bleiben wollte, womöglich für – *immer*?

Sollte das etwa heißen – *nie mehr allein*?

Bei diesem Gedanken fühlte ich eine enorme Schwäche in mir aufsteigen, ja, geradezu – eine Ohnmacht!

Und tatsächlich. Das nächste, das ich wahrnahm, war, dass schon wieder diese riesige, nasse Pferdezungel durch mein Gesicht fuhr und mich vollschlabberte, komplett!

„Aalso hör maaaal!“, sagte das Pferd, als es sah, dass ich wieder zu mir kam, „ein Glück, dass du mich haast! Dauueernd muuss iich diich reetteeeen!“.

Ich hätte nicht gedacht, dass ich noch nasser hätte werden können. Aber doch. Nun tropfte ich regelrecht. So konnte ich nicht reisen, selbst wenn noch ein Bus gefahren wäre, das war klar. Und hier, auf der Straße, wurde die Menschenmenge um uns herum immer größer, die neugierigen Blicke wurden immer unausweichlicher. Ich fühlte mich elend.

Und wusste: Ich musste mich entscheiden.

So angestrengt ich auch nachdachte, mir fiel nur eine Möglichkeit ein. Sie gefiel mir nicht, aber es war klar: In diesem Moment hatte ich einfach keine andere Wahl.

„Also gut“, sagte ich. Sofort starrte das Pferd mich wieder erwartungsvoll an, wieder ganz dicht mit seinem Kopf an meinem.

Ohne ein weiteres Wort machte ich mich auf den Weg. Nur weg, endlich wieder alleine sein, mehr wollte ich nicht. Doch da hatte ich die Rechnung ohne das Pferd gemacht! Es folgte mir, mit klackernden Hufen, und als ich mich beeilte, um von ihm wegzukommen, lief es einfach schneller!

„Woohiin geeheen wiir deeenn?“.

„Ich weiß nicht, wohin du gehst, aber ich gehe zu meinem Haus“.

„Woohiin?“ . Das Pferd schaute verwirrt.

„Na, zu meinem Haus“, antwortete ich, „es ist hier, gleich um die Ecke!“.

„Iich daachtee, du wohnst wooaandeeers?!“.

„Jaja“, erwiderte ich ungeduldig, „ich spreche ja auch gar nicht von meinem *Zuhause*, das ist woanders, ich meine nur mein *Haus*!“.

Das Pferd schaute noch verwirrter. Aber es sagte nichts mehr. Es trottete einfach hinter mir her. Schritt für Schritt. Ganz nah an mir dran.